

# Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und M o d e.

Dinstag, den 26. September 1820.

116

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein kolorirtes Wobensbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertels, um 15 fl., halb, um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W. und ohne Kupfer viertels, um 7 fl., halb, um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. im Bureau dieser Zeitschrift (Kohlmarkt Nr. 268) und bey H. Strauß in der Dorotheergasse; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb, und 66 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Zentler und Comp. wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland besendet.

Briefe aus dem Portefeuille der Herzoginn von Rochefoucault.

Herausgegeben

von Caroline Baroninn de la Motte Fouqué,  
gebornen Baroninn von Bries.

## II. Brief.

Die Herzoginn an ihre Schwiegertochter.

(Fortsetzung.)

Schloß Blaye 1672.

Was doch wahr seyn muß, ist, daß es recht adelige Edelleute bey uns gibt. Herr von Beauvais ist so Einer. Er sieht recht aus, als könne er unter seinem Schilde fallen ohne etwas anders dabey zu denken, als daß hier sein Platz sey. Seltene Tugend! Wie Viele kennen noch ihren Platz und wissen sich in natürlicher Unbefangtheit darauf zu erhalten!

Es ist schön, daß der Prinz stets den Instigationen des schlauen Neg verschlossen blieb, auch da noch, als er gefangen war und gemeinschaftliche Sache ihn retten konnte. Er hatte hier den Sinn, meine Tochter, der die Grenzlinie zwischen Abwehren und Widersehen auffaßt, und die Opposition nicht durch rebellische Willkühr besleckt haben will. Wie rein würde er geblieben seyn, hätte er sich nicht allzuwohl in seiner Kühnheit gefallen, und nach und nach die Grenzen ihres Spielraums weiter hinausgeschoben. Man macht sich niemahls ungestraft zum Helden des Tages! Anfangs stellt man sich redlich dar, und thut, ohne Nebenabsicht, was man nicht lassen zu dürfen meint, dann sprechen Einem die Umstände zu. Sie sagen allerhand Lügen. Unter andern, in dem Einzelnen liege der Nerv, der dem Ganzen den Impuls gebe; man glaubt das, und hält sich für diesen Einen. Ich habe so wahrhaftige Menschen in diese Falle gehen sehen, die Eitelkeit und Ruhmsucht behend zu ihren Füßen legten. Ganz natürliche Mafregeln tauchen sich

durch die leisesten Abschattungen hindurch zuweilen in eine Farbe, vor welcher der Unbefangene erschrecken würde!

Herr von Beauvais hat Recht, wenn er sagt: Die Intrigue entadele alles, sie suche mit ihrem Gifte auch die offene, ihr entgegenwirkende That auf. Aber das ist ja eben der große Punkt, auf den alles ankommt und der so selten im Auge behalten wird. Dem Gifte durch milde Kraft zu widerstehen, darauf beruhet die ganze Kunst, Intriguen zu Schande zu machen. Aber die Kraft bleibt nicht mild, wenn sie sich nicht selbst verleugnen kann. Und wann thut sie das? Nichts Seltsameres, meine Tochter, als wie sich die Menschen über sich selbst täuschen. Herr von Beauvais glaubt so ehrlich, auf seiner Seite liege die Einsicht, Besonnenheit, Haltung und Würde; er sieht nur alle Fehler in der Gegenpartey, und rügt, was allgemeine menschliche Gebrechlichkeit ist.

Wie wir so die Vergangenheit an uns vorüber gehen lassen und einer dem andern in einzelnen Erinnerungen nachhelf, Menschen und Ereignisse aus den Nebeln des Gedächtnisses auftauchen, und wir nun mitten darin, in jenen Tagen, und doch auch darüber weg waren, leuchtete mir ganz besonders et was ein, was mir der Grund aller genommenen falschen Maßregeln und der daraus entstandenen Verwirrungen zu seyn schien. Das, nämlich, daß unruhige Furchtsamkeit die schwarzen, ängstigen Schatten wegdrängte und sich das Wesen selbst im Rücken fallen ließ. Die Königin, meine Tochter, war eine Frau, und der Kardinal \*) ein Geschöpf der Intrigue. Besorgnisse hängen sich so leicht an unsre Schritte, wenn wir aus dem natürlichen Gleise treten. Seh'n Sie, die Spukereyen der Fronde hätten niemand eben beunruhigen sollen. Die rohe That ist es nicht, die schrecken darf, dem tief liegenden Samenkorn, dem sie entwuchs, dem hätte man nachspühren sollen. Mein Gott, wem entgeht es denn, daß man den Kern tief in das Fleisch hinein trat, indes sich müßige Furcht mit der Schale belustigte. Die Seele, meine Tochter, ward verletzt, gereizt, überspannt. Was half es, Schere und Messer anzulegen, um die üppigen Auswüchse zu beschneiden, man vertilgt wohl, aber man heilt nicht. Die Königin — oder besser die Regierung, kannte den Sitz des Übels so wenig, als die Waffen dagegen. Ein Blick in die empörte Seele! und Vertrauen und Wahrheit hätten ausgeglichen, was Mißtrauen und Unsicherheit verschuldeten.

Sie kennen meine alte Unart, mich von dem augenblicklich beherrschen zu lassen, was mich anzieht und durchdringt. Hat mich doch der alte Herr von Beauvais um einige zwanzig Jahre zurückgeschraubt, und das Gewesene zu erneueter Gegenwart gemacht. Ich war ganz darin, und bitte Sie um Vergebung, Sie mit mir fortgezogen zu haben.

Sie sind so jung und so hübsch; es ist so natürlich, daß Paris, wie es ist, Ihnen anmuthig, lustig, ja so vollkommen erscheint, daß es niemahls besser gewesen seyn kann. Sie begreifen nicht, was all' die Raisonnements sollen, man tanzt darum nicht mehr nicht weniger, und Tage und Wochen gehen wie immer ihren Gang. Sie haben Recht. Ich schelte mich auch zu

\*) Magarin.

weisen über die fruchtlosen Rückblicke. Doch wer den Schaden fühlt, der findet auch auf Heilmittel.

Ich schicke Ihnen diese Zeilen durch Mademoiselle de Beauvais. Schreiben Sie mir doch, wie sie gefällt? Und ob meine Ahnungen erfüllt werden?

Von meiner Mutter und der Zeit des liebenswürdigsten aller Könige wollen Sie hören? Nächstens meine Tochter. Die Briestafche mit den vergelbten Papieren liegt hier vor mir. Ich möchte Ihnen schon etwas daraus mittheilen, aber meine kleinen Töpfchen im Kamin kochen so appetitlich und es ist Zeit zum Frühstück.

Was ist es denn, mit der Fontange? Sie wird die Gefährtin von Mademoiselle de Beauvais. Diese ist recht neugierig auf sie. Mich dünkt, sie sind einander sehr unähnlich. Was thut es! Die Welt ist aus Gegensätzen zusammengebaut. Je greller, je seltsamere Resultate. Man hat Unrecht den Scharfsinn im Voraus abzuarbeiten. Zurück sollte man den Blick lenken, man wird doch nur mit seiner Prophetengabe zu Schanden!

Erzählen Sie mir etwas von der Palatine und ihrem Verhältnisse zu dem Hofe. Wie man doch von dem nicht lassen kann, was einmahl unser Lebeuselement war!

### III. B r i e f.

Dieselbe an Dieselbe.

Schloß Blaye 1673.

Sagen Sie, was Sie wollen, man ist ruhiger, gesammelter, fester in der Einsamkeit, als in dem Tumult der Welt.

Das gibt mir erstaunlich viel zu denken, und die Nothwendigkeit etwas zu ersinnen, was diejenige, deren Verhältniß sie nun doch gerade zu in die Wellen wirft, retten können?

Denn gestehen Sie mir, gehört nicht eine große Anmaßung dazu, sich einzubilden, man sey sicher vor aller Gefahr, weil man außer dem Schusse steht? und ist es nicht auf der andern Seite noch zehnmahl mislicher, sich völlig verloren zu halten, wenn Pflicht und Ehre uns in die Reihen rufen?

Und doch ist eines gewiß, wenn es das andre ist. Nicht allein, daß mir die Furcht vor Ansteckung im Leben viel Noth machte, so daß ich mehr aus Trägheit und Bequemlichkeit, als wahren Bedürfniß den Wirbel des Hofes fliehe, sondern es hat überall viel Schaden gethan, den Schauplatz großer Vereine als absolut gefährlich auszusprechen. Es macht die Leute frech, oder unsicher. Wie ist aber in beyden Stimmungen eine Seele für den Himmel zu gewinnen?

Es ist gewiß, man muß sich entsetzen, dringt all' der Lärm, der Glanz, die Lockungen und die tausend süßen, bestechlichen Stimmen auf ein Herz ein; treten Weltlust, Genuß des Schönen, Sinnenreiz und aller Zauber der Eitelkeit, des Ehrgeizes und Reichthums uns entgegen. Wie da durchkommen? Soll man damit anfangen, sich zuzurufen: das alles ist Täuschung, Teufelskunst, unten liegt der Höllenpfuhl? Müssen wir mit der einen Hand die Augen verdecken, und die andre in Todesangst, Hülfe schreyend zum Himmel heben? Ey wozu, daß es noch Höfe gibt, und Hoflager und Königsstige und die Nothwendigkeit für Viele in diesen, gleichsam geweihten Stätten Schutz, Freyheit und Raum für redlichen Beruf zu suchen? Warum,

daß Menschen einander zu gegenseitigen Lebensgeschäften die Hände reichen, wenn diese Kette nur die Seelen umstrickt? Meine Liebe, ist es weniger Sünde, die göttlichen Zulassungen für Fallbrücken ansehen zu wollen, als vielleicht wirklich zu fallen? —

Und doch, und doch ging ich nach Blaye! Sonderbar! etwas Unwiderstehliches zieht uns in die Sphäre der Großen, wo wir uns bewegt, gehoben, erweitert fühlen; etwas Unwiderstehliches zieht uns daraus zurück. Viele haben ihr halbes Leben mit dem Widerspruche zu kämpfen. Wahrhaftig, der Weg von den Tuilleries zu den Karmeliterinnen ist nicht so weit, als es das Ansehen hat. Unfre arme Freundin hat ihn in kürzerer Zeit zurückgelegt, als sie brauchte, sich von dem rechten Wege zu entfernen! Und wer weiß, wie ihre Nachfolgerinn endet! — Was diese anbetrifft, so hatte sie früher so gut eine Scheu vor der Gefahr, der sie erlag, als alle, die in die Welt traten. Es war bey der Gelegenheit eines Festes, daß Frau von Montespan, die Gefühle des Königs ahnend, sich ihrem Manne zu Füßen warf, und ihn beschwor, sie auf ihre Güter in Guienne zurückzuführen. Der arme Herr von Montespan glaubte seiner Sache so gewiß zu seyn! Er willigte niemahls in die Entfernung seiner Frau, bis sie ihm mit Gewalt entrisen ward. Man weiß nicht, wer von beyden mehr zu tadeln und mehr zu bedauern ist?

Aber wieder auf meinen vorigen Satz zurückzukommen, so halte ich dafür, es müsse noch einem schönern Ausweg, als die Flucht geben, um den Qualen allzugroßer Neigung für die Welt und den Mahnungen des Gewissens zu entgehen. Sollten denn diese Lebensverhältnisse nicht so gut, wie andre, auf Beruf und Pflicht beruhen? und hat die Religion diese nicht eben auch in ihrer Bedeutung geheiligt, wie jedes das in den Anordnungen der Vorsehung begründet ist? Ich meine, alles komme darauf an, diese Bedeutungen aufzufinden. Seyn Sie gewiß, sie lassen sich finden, und liegen weder so weit, noch so verhüllt, daß sie nicht jedes Auge entdecken könne.

Seh'n Sie, ohne weder ein System aufstellen, noch den Gebotthen des Christenthums Gewalt anthun zu wollen, lassen sich aus diesem alle Gesetze geselligen Verhaltens herleiten. Mein Gott, ist es nicht der erste aller Grundsätze in unserer heiligen Lehre, sich selbst zu vergessen? Und haben Sie nicht immer gefunden, daß die unbefangenen und anspruchlosesten Personen, nicht allein die angenehmsten, sondern auch die wohlthätigsten für die Gesellschaft waren? Seht denn die bloße Höflichkeit nicht schon völliges Unterwerfen in allgemeine erspriessliche Rücksichten voraus? Und erscheint diese je anmuthiger, als wenn sie der Wunsch leitet, andre zu verbinden, oder bequemer und vortheilhafter zu stellen?

Sie werden mir einwenden, daß die feinere Gefallsucht diese Formen entlehnen und sich auf das Bestechlichste darin behaupten könne. Ich kann das so wenig abläugnen, daß mir im Gegentheil, die drey lebenswürdigen Schwestern, welche seither den Glanz des Hofes erhöhten, unwillkürlich hierbey einfallen. Nie entwickelte sich mehr Grazie, besserer Ton, und hinreißendere Beredsamkeit, als in den Frauen von Fontevraud und Thiange. Unter einer Maske wollte ich sie an den süßen Stimmen; der freyen, edlen

Sprache, der eigenen, entgegenkommenden Beweglichkeit ihres Körpers, am leisen Errathen und Berücksichtigen Anderer, erkennen. Frau von Montspan hat viel von dem angeborenen Zauber ihrer Familie, doch blickt der Dämon der Persifflage allzuleicht hindurch, und erweckt ein Mißtrauen, das vielleicht alle drey auf gleiche Weise rechtfertigen, könnte man es nur über sich gewinnen, einem feindlichen Gefühle ihnen gegenüber Raum zu geben.

Wenn nun schon das geborgte Kleid liebenswürdiger Tugend solche Gewalt übt, wer würde dem Engel selbst widerstehn, dessen Wesen Liebe und Güte wäre?

Sie fragen ein wenig spöttisch, was ich mit dem allen wolle? und ob die Engel, von denen mir träumt, nicht in ihrer feinern Natur, um so eher von der Welt verlehrt, aus dieser vertrieben, die himmlischen Wohnungen des Friedens aufsuchen würden!

Hören Sie, meine Tochter, denken Sie sich jene reizende Unbefangenheit der Seele, die voll heiterer Hingebung die Aufgabe löst, die ihr angewiesen ist; umschließen Sie diese Seele mit einem Körper, eben nur fähig, den Ausdruck des Innern wieder zu geben; lassen Sie die, nie von Leidenschaft entstellten Züge unabsichtlich zu den Menschen reden, den Wunsch, ihnen theilnehmend nahen zu dürfen, aussprechen, lassen Sie Mienen und Gebärden die Bürgen ehrenden Vertrauens seyn, gießen Sie den warmen Hauch höhern Lebens über die ganze Erscheinung aus und fragen Sie, ob ein Herz so versteckt seyn könnte, sich hier trohig zu verschließen! ob nicht, was an Liebe in dieser armen Welt ist, geweckt, angesprochen, in Thätigkeit gesetzt seyn würde, und geschehen Sie mir, daß Frömmigkeit und Selbstvergessen den Streit des Daseyns allein vermitteln können. —

Was sind denn die Gefahren, die uns so sehr ängstigen, und denen wir niemahls ganz gewachsen sind? Das Zuviel ist es, meine Tochter, das uns reizt, unruhig, unstät, neidisch, habüchtig und zuletzt ganz unempfindlich gegen alles macht, was nicht unsre Wünsche umschließt. Mein Gott, wie anders würde es seyn, empfänden wir im Sinne eines der ersten Gebothe der christlichen Lehre; gönnten wir unsern Nebenmenschen so viel, als uns selbst. Es ist nicht die Welt, es ist unser eignes Ich, in das wir immerwährend verliebt sind, was uns zu Sündern macht; die Welt gibt uns nur hiervon die unbestreitlichste Überzeugung, und darum hassen wir sie, und schreyen über ihre Einflüsse, in solchen Augenblicken, wo wir uns selbst nicht achten können, in andern aber geben wir ihr die alte Liebe gern wieder, wenn sie uns die Mittel zeigt, zu glänzen und gewisse Täuschungen zu nähren, aus denen wir mit eben dem Schmerz heraustreten, wie der Schauspieler aus seiner Königs- und Heldenrolle.

(Die Fortsetzung folgt.)

### U n e i n e M i l b e .

Wingig an dir, doch vor dem Spiegel der göttlichen Weisheit  
Bist du groß in dir, groß wie ein Weltensystem.

S. Moshammer.

Prag im September.

Mad. Grünbaum, die Sängerin sans peur et sans reproche, wie sie ein Wiener Blatt nennt, war hier. Die Treffliche betrat am 28. August wieder zum ersten Mal diejenige Bühne, die ihr eminentes Talent wachsen und gedeihen sah, bis es endlich jene Stufe erklimmte, auf der es ganz Deutschland entzückt. Wir können mit Recht stolz darauf seyn, der kunstfertigen Boudobona eine Priesterin Euterpe gegeben zu haben, wie sich ihrer wenige Kunsttempel zu rühmen haben. Ein Empfang, wie er selbst der Catalani nicht zu Theil wurde, bewies der Künstlerin die Achtung, die sie hier genießt. Sie sang durchaus meister- und musterhaft eine Arie aus der Oper Clotilde von Coccia vor Anfang der Vorstellung, — eine Arie aus Mozart's Don Juan zu Ende des Lustspiels: „das getheilte Herz“ und die Kavatine aus dem „Barbier von Sevilla“ zu Ende des Schauspiels: „die Geschwister.“ Nach jedem dieser Gesangstücke wurde sie stürmisch hervorgerufen. Der unbeschreibliche Jubel des sehr zahlreich versammelten Publikums wirkte auf Mad. Grünbaum so, daß sie vor Rührung ihren Dank nicht aussprechen konnte. Tags darauf gab sie die Prinzessin im „Johann von Paris,“ ja man kann sagen, sie gab das ganze Stück, denn wäre Mad. Grünbaum nicht gewesen, wir würden den lieben Bürger Johann gar nicht erkannt haben. Wenn wir sagen: Mad. Grünbaum riß durch ihre unvergleichliche Stimme, durch ihre ungemein richtige Intonation, durch die Leichtigkeit in Besiegung der schwierigsten Passagen, ja sogar durch ihr Spiel (weil man doch gewöhnlich in Opern nur Automate zu sehen bekommt) Alles zur Bewunderung hin, so haben wir nichts gesagt, was nicht schon an allen Orten, wo Mad. Grünbaum den Zauber ihrer Kehle entfaltete, Jedermann wüßte, und wir hatten nichts mehr, als Wiederholungen. Drum wollen wir nur bemerken, daß Mad. Grünbaum trotz den Behauptungen einiger, „die das Strahlende zu schwärzen lieben,“ seit wir sie nicht gehört haben, nicht nur nichts verloren, sondern rücksichtlich des Vortrags sogar bedeutend gewonnen habe. Mad. Grünbaum hatte sonst mit den meisten Sängern und Sängerinnen den Fehler gemein, überall Schnörkelen anzubringen; diesen Übelstand hat sie jetzt größtentheils abgelegt, und wo sie Verzierungen anbringt, sind sie passend und geschmackvoll.

Ein Mißgriff vom Publikum war es bey dieser Darstellung, die Sängerin des Olivier gleich bey ihrem ersten Erscheinen rauschend zu empfangen. Was muß sich eine solche Anfängerin denken, wenn sie sieht, daß ihr dieselbe Auszeichnung zu Theil wird, wie dem herrlichsten und anerkanntesten Talente? Träumt sie nicht schon auf dem Gipfel der Kunst zu stehen; — und wird durch eine so unzeitige Nachsicht nicht mehr verdorben als gewonnen? Mögen die jungen Herrchen, die aus Begeisterung für das Schöne den Ton hiezu angaben, doch ihre Beyfallbezeugungen nur auf jene Momente versparen, wo die, übrigens nicht talentlose, Darstellerin des Olivier sie wahrhaft verdient, sie würden ihr und der Kunst mehr nützen. Hr. Stöger ist ein Muster, wie Johann von Paris nicht gegeben werden darf. Dieser Sänger verliert täglich mehr die Stimme und die Achtung vor dem Publikum, denn wenn man nicht mehr singen kann, so soll man doch wenigstens durch fleißige Ausführung des recitirenden Theils der Rolle zu entschädigen trachten. Hr. Kaing (Seneschall) that, was er thun konnte, und das ist schon genug.

Mad. Grünbaum gab noch die Amenaide im Tanfred, worin sie vom Orchester vortrefflich, von den übrigen Mitwirkenden, bis auf Hrn. Hauser (Tanfred) (abgerechnet, daß ein Bassist keine Altstimme besitzt) aber ziemlich schlecht unterstützt wurde, und die Sophie im Sargines, die schönste Blume in dem Kranze ihrer Gastdarstellungen, wenn man anders unter solchen Kunstgebilden einem den Vorzug vor dem andern geben kann. Hier ward ihr auch der Kranz des Verdienstes, es kam nämlich auf Anordnung des Direktors von Holbein zu Ende der Oper ein Engel herab und setzte der Künstlerin die Krone auf. Ungeachtet einige aus dem Parterre es anmaßend vom Anordner fanden, gefiel diese Idee den unbefangenen Zusehern dennoch so sehr, daß sie ihre Freude laut darüber äußerten, ein Beweis, wie gut es das Pu-

stikum wisse, daß Mad. Grünbaum diese Ehre verdiene. Sie übertraf aber auch an diesem Abende alle Erwartungen. Wahrhaft bewundernswerth ausgeführt wurde die Arie im ersten Akte bey ihrem Auftreten, und jene im zweyten Akte mit obligater Klarinettenbegleitung (worin auch Hr. Farnik, Orchestermitglied, sich hervorthat.) In ihrer ganzen Größe und Vollkommenheit zeigte sich aber Mad. Grünbaum in dem Duett „mich kann ein Wort beglücken,“ worin des Hrn. Pohl (Sargines) auch rühmlichst erwähnt werden muß, welcher auch vom Publikum nach Mad. Grünbaum zu Ende der Oper gerufen wurde.

Mad. Grünbaum sang noch auf allgemeines Verlangen am 4. Sept. zwischen den Akten des Caselli'schen Lustspiels: „die Schauspielerinn,“ die große Arie aus dem Lotterielos „nein nein, mein Herr, ich singe nicht,“ eine Arie aus „Figaro“ und die schon erwähnte Kavatine aus dem „Barbier von Sevilla,“ und reiste den Tag darauf, begleitet von der Achtung und Liebe aller Kunstfreunde, ab. Sie wurde, so oft sie auftrat, jubelnd empfangen und entlassen, und dankte immer mit der größten Anmuth und Sinnigkeit.

## Kunstnachricht.

### Email-Gemälde auf Porzellan.

Über das von Sr. kaisert. Hoheit, dem Erzherzog Johann, an den thätigen und unternehmenden Kunst-Musikalien- und Bücherhändler, Hrn. Ackermann, übersendete kostbare Geschenk, dessen mehrere Zeitungsblätter bereits Erwähnung machten, drückt sich eine Londner Zeitschrift (The Repository etc.) folgender Maßen aus:

„Dieses vorzügliche Kunstwerk wurde von dem deutschen Künstler, Hrn. Nigg, verfertigt und beträgt ungefähr 15 Zoll in der Länge zu 12 in der Breite. Einen besondern Werth erhält es als Geschenk aus den Händen des erlauchten Gebers, dessen Huld der Empfänger es verdankt, und von dessen rastlosem Eifer, Künste und Wissenschaften unter seinem Schutz zu fördern, wir unlängst während seines Aufenthalts in England Zeuge waren. Der Gegenstand dieses Gemäldes ist von der Erfindung des Künstlers, und die Ausführung läßt nichts zu wünschen übrig. Noch bedeutender wird das Werk, wenn man die Schwierigkeiten der hier so glücklich gelösten Aufgabe in Erwägung zieht; das Auftragen der Farben auf Porzellan, den Umfang des Bildes u. s. w. Zugleich aber kann man sich von den rühmlichen Fortschritten der ausgezeichneten Wiener Manufaktur, hinsichtlich der chemischen Farbenbereitung, den erfreulichsten Begriff machen. In Wien wurde zuerst der Vorzug der schönen blauen Kobaltfarbe erkannt, die eine weit feinere und haltbarere Schmelzfarbe gibt, als das früherer Zeit gebrauchte Ultramarin, und diese Umstände zusammen genommen, erregen die vortheilhafteste Meinung von dem Talent der deutschen Künstler.“

Diesem zur Erläuterung fügen wir noch Folgendes hinzu. Das Gemälde stellt einen grünen Papagay, von der Gattung der sogenannten Amazonen-Papagayen dar, in natürlicher Größe auf einem Tabouret, worauf eine mit Blumen gefüllte Vase im Hintergrunde steht, deren Inhalt eines Theils umhergestreut ist.

Die Aufgabe, die sich der Künstler selbst vorlegte, bestand darin, daß er die prachtvolle Wirkung einer neu erfundenen grünen Email-Farbe in allen Mianzirungen und Mischungen mit andern Schmelzfarben zeigen wollte, und durch die Geschicklichkeit der Ausführung wetteifert das reizende Farbenspiel des Kobaltblauen und des Goldpurpurs im Lila, in den Rosen, Aurikeln, Hyazinthen und Nelken mit dem brennenden Grün des Gefieders und der Blätter, das ihren Glanz noch mehr erhöht.

Das Materiale, woraus die grüne Farbe selbst bereitet wird, ist ein im Jahre 1793 von den berühmten Chemikern Klaproth und Vauquelin fast zu gleicher Zeit entdecktes Metall, das seiner Eigenschaft wegen, im gesäuerten Zustand und mit andern Metallen verbunden, abweichende, doch immer fast vorzüglich schöne Farben zu erzeugen, den Rahmen Farbenmetall (Chromium) erhielt. Man bezog es Anfangs aus Sibirien mit Blei, später aus Frankreich mit Eisen vermischt. In dieser letzteren

Verbindung fand man es auch in Steyermark, ohne dessen eigentliche Geburtsstätte noch zu kennen. Dem Wissenschaft und Kunst liebenden Forschungsgeist des Erzherzogs Johann kaiserl. Hoheit war es vorbehalten, diese auch im Vaterlande auszumitteln und jenes schätzbare Naturprodukt, dem Mahler und dem Chemiker gleich wünschenswerth, an's Tageslicht zu fördern.

### Schauspiel.

Leopoldstädter Theater. Den 16. d. zum ersten Mahl: Die Reise in den Mond. Zauberposse mit Gesang u. s. w. in zwey Aufzügen. Musik vom Hrn. Kapellmeister Volkert.

Den Verfasser des Textbuches wird es nicht verdriesen, hier ungenannt zu bleiben, da es ihm ohnehin beliebte, mittels Versekung der Buchstaben hinter einer heilsamen Pseudonymität sich zu verbergen. Was nun die Reise selbst betrifft, so wird sie von zwey liebenden Pärchen unternommen, indem Wind, ein lockerer Passagier, und Luft, sein treuer Diener, dem ein Zauberpfeifchen zu Gebote steht, sammt ihren Auserwählten, im Mond ihr Glück versuchen wollen, von wo sie endlich, nach bestandener Probe treuer Liebe einerseits, zurück in ihre Heimath segeln. — Wind und Luft! kein Wunder, daß der erste Akt sehr frostig ausfiel, und die Zuschauer nicht ungeneigt waren, ein Konzertando mit dem Pfeifchen anzustellen. Im zwayten Theil der Reise hat der Pantomimenmeister die Expedition übernommen, und so ging es etwas besser, denn die Augen waren mehr beschäftigt als die Ohren, und das Auditorium nahm mit diesem Quidproquo vorlieb. Desto unbehaglicher befand sich Hr. J. Schuster, der mit vieler Mühe wenig wirken konnte. Die Bewohner des Mondes werden hier als Riesen und Stumme vorgestellt, und ihr poetischer Schöpfer muß in unmittelbarem Rapport mit diesem Planeten stehen, denn er gibt uns ausführliche Gewisheit von dem, was einst der alte Orpheus nur zum Theil vermuthete; unsre Astronomen aber, die aus dem Monde wenig mehr uns zu berichten wissen, als daß er vulkanische Berge, Thäler und Ebenen besitze, doch keinen eigentlichen Ozean und keine Flüsse, würden Wunderdinge lernen.

### Ankündigung.

Die P. T. H. H. Abnehmer dieser Zeitschrift werden bey dem bevorstehenden Anfang des lezten Quartals vom fünften Jahrgang derselben ersucht, die Pränumeration gefälligst zu erneuern. Die Preise (die in diesem Blatte unter dem Titel angeführt sind) bleiben unverändert und zwar vierteljährig mit den Modenbildern 15 fl. W. W. ohne dieselben, aber mit allen außerordentlichen Beylagen . . . 7 — — und man kann nach Belieben entweder im Bureau der Zeitschrift am Kohlmarkt Nr. 268 oder in der Verlagshandlung des Hrn. Anton Strauß in der Dorotheergasse Nr. 1174 pränumeriren.

Auswärtigen in allen Provinzen des Kaiserstaats dient zur Nachricht, daß die k. k. Obersthofpostamts-Haupt-Zeitungs-Expedition in Wien auf dieses Blatt auch vierteljährige Pränumerationen zu 18 fl. 30 kr. W. W. vom 1. Oktober bis lezten Dezember d. J. annimmt, weshalb man sich entweder unmittelbar hierher an gedachte Expedition oder an die jedem Liebhaber zunächst gelegenen k. k. Postämter zu wenden beliebe.

Im Wege des Buchhandels ist die Zeitschrift mit und ohne Modenbilder durch die Buchhandlung der Hrn. Tandler und Manstein allhier zu erhalten.

Noch sind einige komplette Exemplare von der Zeitschrift vorrätzig und um die Pränumerationen-Preise zu haben.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.